

# Der Quipu

Gustav Feichtinger

## 1 Im Nebelwald

Am Ost-Abhang der Cordillera Central in Peru, zwischen dem sechsten und siebenten südlichen Breitengrad, steht in etwa zweieinhalbtausend Meer Seehöhe am Rand einer schmalen staubigen Piste ein schlichtes Holzkreuz. Es zeigt bereits beträchtliche Spuren der Verwitterung, obwohl die eingeritzte Jahreszahl zeigt, dass es vor weniger als zwei Jahrzehnten errichtet worden ist. Wind, Regen und Schnee haben dem Kreuz und der Gravur zugesetzt. Außer der Jahreszahl 199. sind sieben Buchstaben ins Kreuz geritzt, die Initialen jener Unglücklichen, deren Schicksale auf merkwürdige Art verknüpft waren und an diesem Ort endeten ...

\*

Seltsam geformte Blüten und Früchte erstrahlten in nie gesehener Farbenpracht. Angelockt vom süßen Nektar schwirrten Insekten, Kolibris und bunte Vögel umher. Lange Flechten hingen von bizarr in den Himmel ragenden Baumästen. Obwohl Trockenzeit herrschte, enthielten die dicken Moospolster genug Feuchtigkeit. Wie ein großen Schwamm speicherten sie die Niederschläge, die auch in dieser Jahreszeit an den Ostabhängen der peruanischen Anden auftraten. Dicke Nebelschwaden kündeten von einem der regenreichsten Gebiete der Erde.

Zwei Gestalten bahnten sich mühsam ihren Weg durch das Dickicht des Nebelwaldes, der den östlichen Teil der Cordillera Central bedeckt. Die Sonne war bereits unter dem Hauptkamm der Berge verschwunden. Nur wenige Breiteregrade südlich des Äquators würde es nicht mehr lange bis zum Einbruch der Tropennacht dauern.

Der erste der beiden Wanderer ließ die Machete sinken, mit der er sich den Weg durch den Dschungel erleichtert hatte, und wandte sich um: „Schluß für heute, wir sind genug marschiert. Da ist auch ein kleiner Bach – laß uns hier das Zelt fürs Nachtlager aufstellen“.

„Recht so, Scott – und abkochen. Ich habe Hunger wie eine Riesenschlange, die drei Wochen keine Beute gemacht hat ...“, entgegnete eine weibliche Stimme.

„Arbeitsteilung, wie gewohnt. Du kümmerst dich ums Feuer, Rita, und ich koche“, schlug Scott vor, indem er seinen Rucksack absetzte und sich gewaltig streckte. „Schwer, das Ding – wie müssen mehr essen, damit die Last leichter wird. So anstrengend habe ich mir den Marsch nicht vorgestellt“.

„Morgen, spätestens übermorgen, wird es leichter“, tröstete seine Begleiterin. „Mit zunehmender Höhe wird der Wald schütterer und wir kommen besser voran“.

Mit geübten Handgriffen bereiteten die beiden das Lager. In wenigen Minuten stand das Zelt. Obwohl es nicht leicht war, trockenes Holz zu finden, flackerte bald ein lustiges Feuer. Der durch die Feuchtigkeit entstehende Rauch schien Rita und Scott wenig zu stören. Bald kochte das Wasser im kleinen Kessel über dem Feuer, und ein lieblicher Geruch verbreitete sich. „Diese Fertiggerichte sind nicht schwer, aber nahrhaft“, meinte Scott, nachdem er seinen Teil der Mahlzeit verschlungen hatte. Aber morgen werde ich versuchen, wieder etwas zu schießen. Ein anständiger Braten wäre nicht zu verachten“, fügte er voll Sehnsucht hinzu.

„Und ein Pint kühles Guinness“, ergänzte Rita nicht ganz lady-like. Biertrinken war nur eines von mehreren virilen Verhaltensmuster, welche Rita O'Reilley eigen waren. Als einzige Schwester unter drei Brüdern aufgewachsen, hatte sie sich früh in der Männerwelt behaupten müssen. Ihr Vater war von Irland nach Argentinien ausgewandert und hatte dort eine Porteña<sup>1</sup> der Oberschicht geheiratet. Rita hatte an der Universität von Buenos Aires prä-kolumbianische Geschichte Lateinamerikas und Archäologie studiert und trotz ihrer sechszwanzig Lenze bereits an mehreren Expeditionen in Bolivien und Peru teilgenommen. Diesmal

---

1

Porteña: in Buenos Aires geborene Argentinierin (wörtlich: aus dem Hafen stammend).

sollte es ins Gebiet der Chachapoya<sup>2</sup> gehen, um archäologische Ausgrabungen dieser Vor-Inkakultur zu machen.

Ritas Begleiter, Scott Taylor, war ein zweiundzwanzig-jähriger Amerikaner, der in Berkeley Ethnologie studierte und sich auf einen Abenteuer-Trip durchs westliche Südamerika befand. Er hatte sich mit Rita zusammengefunden und fungierte sozusagen als Ritas ‚Junge für alles‘. Im Äußeren glich Scott ein wenig dem Darsteller des Indianer Jones in den allseits bekannten Filmen. In seiner Art und Einstellung wies er allerdings erhebliche Differenzen zu Stephen Spielberg’s Lichtgestalt auf.

Rita war eine verteuft attraktive Lady, wie es einmal einer ihrer zahlreichen Verehrer ausgedrückt hatte. Ein Beobachter des Lagers im Nebelwald hätte allerdings schon sehr sorgfältig Nachschau halten müssen, um an der von den Tagesanstrengungen gezeichneten, verschwitzten jungen Frau besondere Reize zu entdecken. Erst als sie Dreck und Schlamm des Urwaldes abgewaschen hatte und ihre Sachen gewechselt hatte, kam etwas Annehmbares zum Vorschein.

Ausgepowert wirkte die Señorita aber keineswegs. Sie schien guter Dinge zu sein: „Unsere Ausbeute der vergangenen Woche kann sich sehen lassen. Einige der Orchideen, die wir in den letzten drei Tagen gesammelt haben, sind pro Stück unter Brüdern an die tausend Dollar wert“. Dabei strich Rita fast liebevoll über eine Blechkiste, die sie am Rücken getragen hatte und die nun vorm Zeit abgestellt war.

„Aber der Höhepunkt ist doch die bezaubernde Wundersylphe<sup>3</sup>, die ich heute morgens gefangen habe“, setzte Scott das Resümee der Ausbeute fort. „Ich werde jetzt darangehen, den Vogel zu präparieren“. Damit öffnete er behutsam eine Plastikflasche in der sich ein blau-grün schwimmender Kolibri befand. „Dieses Juwel des Nebelwaldes ist fast ausgerottet, da dem Verzehr des Wunder-Kolibris aphrodisische Wirkung nachgesagt wird“.

---

2

Chachapoya: sogen. ‚Wolkenmenschen‘, die von etwa 800 bis ca. 1470 rund um die heutige gleichnamige Stadt in Nordperu herrschten. ‚Chachapoya‘ setzt sich aus den Quechua-Wörtern *sacha* und *puyu* zusammen (Bäume und Wolken).

3

Wundersylphe, auch Langschwanzsylphe (*Loddigesia mirabilis*): seltener, besonders schöner Kolibri, der in 2-3000 Meter Höhe in Nordperu vorkommt. Das Männchen weist eine blau gefärbte Krone, eine grüne Kehle, lange Schwanzfedern und ein Steuerfederpaar auf.

„Wollen wir hoffen, dass das nicht nur ein Gerücht ist. Wenn du den Vogel ausgeweidet hast, wirst ihn aufessen und ich bin auf die Wirkung gespannt“, feixte Rita. „Ja, dies ist selbstverständlich Teil unseres gemeinsamen Forschungsprojektes, finanziert von der University of California at Berkeley“, fügte Scott todernst hinzu und machte sich an der Arbeit. Der Berichterstatter dieser Geschichte geht diskret über den Ausgang dieses wissenschaftlichen Experiments hinweg.

Am nächsten Vormittag stießen die beiden auf einen Pfad und stiegen stundenlang ein Tal hinauf. Die Vegetation veränderte sich allmählich. Zunehmend säumten Bromelien und andere größere Gewächse mit spitzen, wachsartigen Blättern ihren Weg. Der Baumwuchs wurde schütterer, das tropische Grün des Tieflandes wich einem grau-stichigen Flaschengrün. Ein Indio mit einer Lamaherde kam ihnen entgegen. Anmutige, stille Tiere, als Lasttiere verwendet, die bei den Indios einen hohen Stellenwert besitzen.

Gegen Mittag ging die Farbe des Himmels vom strahlenden Blau allmählich in stumpfes Grau über. Es wurde dunkel, obwohl es erst früher Nachmittag war. Als sie sich umwandten, hingen schwarze Wolken über dem Tiefland. „Kommen wir bald irgendwohin ...?“ fragte Rita. Scott antwortete missgestimmt, dass irgendwo da vorne eine kleine Ansiedlung läge, *Huaro Tambo*, er aber keine Ahnung hätte, wie weit es noch bis dahin sei.

Der Wind begann ordentlich zu pfeifen. Er zerzauste die Wolkenbank, die Arme aussandte, die nach ihnen zu greifen schienen. Aus ihnen begannen Blitze zu zucken, gefolgt von krachenden Donnerschlägen.

„Der Atem des Himmels“, meinte Rita andächtig. Sie hatte innegehalten, um den aufkommenden Gewittersturm zu beobachten. Peitschender Regen, der in Hagel überging, trieb sie weiter. Es wurde nachtschwarz, nur die flammenden Blitze zeigten ihnen den Weg.

Da – ein rötlicher Schein vor ihnen. Ein dunkles Gebilde erschien im Regenvorhang. Umrisse bewegten sich in einen Torbogen.

„Hierher, Señores“. Eine ins gigantische verzerrte Gestalt tauchte auf. „Buenas Noches, Caballeros. Bitte treten sie ein“.

Drinne verbreitete ein flackerndes Feuer wohlige Wärme. Auf engem Raum begrüßten sie zwei Frauen, zwei Männer, mehrere Kinder, Hunde und ein paar Schweine. Es war herrlich, die nassen Sachen abzulegen und sich auf den Fellen der Hütte vom Herdfeuer trocknen zu lassen.

„Ich bin Cipriano, der Taita (Vorsteher) von diesem Tambo. Es heißt ‚*Huaro Tambo*‘. Ich bitte euch, mit uns zu essen“, stellte sich der Mann, der uns hereingebeten hatte, vor. Es gab Süßkartoffeln und Maisbrei. Aus einem großen Kessel wurde eine Brühe geschöpft, in der Fleischstücke von beträchtlicher Größe schwammen. Ergänzt wurde die Gastfreundschaft durch Chicha, selbstgebranntes Maisbier, das aus großen Flaschenkürbissen getrunken wurde. Obwohl Rita wusste, mit welchen Körpersekreten die Indianerfrauen Chicha herstellten, verschmähte sie das Bier nicht. Zimperlich war sie noch nie gewesen.

So gut wie diese Nacht hatten Rita und Scott schon lange nicht mehr geruht. Und am Morgen herrschte wieder strahlender Sonnenschein. Die Wände der Berge waren etwas zurückgetreten. Huaro Tambo lag in einem sanften, weiten Mattental, bestand nur aus wenigen kleinen, erdbraunen Hütten. Aus den schwarzen Türöffnungen schwellte dünner Rauch in die noch kühle Luft. Ein Bach floß durch das Dorf, über das eine uralte, kleine Brücke führte.

Cipriano hatte einen kleinen Laden, in dem Rita die Vorräte ergänzte. Inzwischen kümmerte sich Scott um die Reittiere. Jetzt, am Beginn der Páramo, der baumlosen Hochebene, wurden für das Fortkommen Maultiere benötigt. Cipriano hatte Mulas zu verkaufen. Er verlangte keinen geringen Preis dafür, aber Scott beschloß nicht zu handeln. Zudem steckte er Cipriano noch etwas Geld für die großzügige Bewirtung und Übernachtung zu. „Ein Geschenk, keinen Bezahlung ihrer Gastfreundschaft, Señor“, erklärte er. Der Taita strahlte. So waren Gringos willkommen.

Gut gelaunt führte er Scott und Rita hinter seine Hütte. In einem anschließenden Steinbau, der in besserem Zustand war als das Wohnhaus selbst, zeigte er seinen Schatz. Hinter einer mit einem großen Schloß versperrten Brettertür stand – ein Ford. Zwar alt und klapprig und sicherlich an hundert Stellen repariert, wie die herumliegenden Werkzeuge nahelegten.

„Das einzige Automobil im Umkreis von zweihundert Kilometern“, verkündete er stolz. „Existiert den überhaupt eine Straße zum Dorf“, erkundigte sich Rita. „Aber sicher, eine Piste nach Yuanahuanca, dem nächsten größeren Ort“. Dort gäbe es auch eine Tankstelle, von wo er den Benzin in Kanistern mitführe.

„Eine feine Gelegenheit, in die Zivilisation zurückzukehren. Vielleicht benützen wir sie später noch einmal ...“, verständigte sich Scott mit Cipriano. Der witterte ein weiteres Geschäft und nickte heftig.

## **2 Die leuchtenden Schmetterlinge**

Als Rita am nächsten Tag aufstand, ging eben die Sonne groß und rot über den östlichen Niederungen auf. „Morgenrot – Abendtod“, kommentierte Rita sarkastisch.

Das Frühstück bestand aus heißen Kaffee und lauwarmen Kartoffeln. Cipriano stand zum Abschied in der Tür und grinste zufrieden. Er hatte ein gutes Geschäft gemacht. Ein weit besseres hatte er allerdings ausgeschlagen. Rita und Scott wollten zum ‚Pueblo de los Muertos‘, den Grabkammern der Chachapaya-Indianer. Irgendwo in den Bergen dieser Region, so hielt sich hartnäckig das Gerücht, sollte sich eine Ansammlung heiliger Schreine mit Mumien dieser Vor-Inka-Kultur befinden. Aber als Rita am Abend des Vortages davon anfang und Cipriano vorschlug, sie dorthin zu führen, zeigte sich dieser abweisend und zugeknöpft. Es war nicht einmal aus ihm herauszufinden, ob er wisse, wo diese Sarkophage seien. Er murmelte nur davon, dass böse Geister den Zutritt verbieten würden und dieser nur Schamanen vorbehalten sei. So brachen sie ohne Führer auf.

Der Weg verjüngte sich allmählich zu einem ständig ansteigenden Lamapfad. Baumäste krümmten sich zu arthritischen Gebilden, die bizarr gegen den Himmel ragten. Ganze Wälder von Bromelien säumten den Weg. Solange sie auftraten, war Nahrung gesichert, denn das Mark der Puyas lieferte eine nahrhafte Speise.

Beim Höherkommen schrumpften die Bäume zu Büschen. Rita und Scott tauchten in milchigweißen Nebel ein. Innerhalb kurzer Zeit fiel die Temperatur. Schließlich langten die beiden auf dem Páramo an, dem grasbedeckten Hochland,

auf dem nur gelegentlich Büsche wuchsen. In der Regenzeit sogten sich die Graspolster wie ein Schwamm voll. Das gespeicherte Wasser wurde dann nach und nach abgegeben und speiste die Bäche und Flüsse, die früher oder später in den Amazonas flossen.

Später kam Wind auf, der das Thermometer noch weiter hinuntertrieb. Er verscheuchte den Nebel und gab den Blick auf eine fantastische Landschaft voll zerklüfteter Berge frei, die aus graugrünen Tälern emporrage. Beeindruckend die weiter Sicht: Bergkette reite sich an Bergkette, unterbrochen von weiten Tälern. Die Abhänge glänzten in der Sonne ...

Nach einer nur kurzen Mittagsrast setzten die beiden ihren Ritt fort. Der Wind hatte sich gelegt und es fiel dicker, schwarzer Nebel ein. Er war so dicht, dass man die Reiter nicht weiter als bis zum Kopf ihrer Maultiere sehen konnte.

„Wir können nicht warten, bis sich der Nebel hebt. Hier im Land der Wolken ist das wohl der Normalzustand“, stellte Scott fest. Aber schon nach kurzer Zeit hatten sie die Spuren des Pfades, auf dem sie sich bisher bewegt hatten, verloren und mussten sich am Kompaß orientieren. Doch als sie der an eine steile Felswand führte, mussten sie die Richtung ändern. Dieses Spiel setzte sich fort. Solange sie sich auf der Hochebene befanden, mochte dies angehen, wenn sie nur grob die Richtung einhielten. Aber sie kamen in zunehmend felsiges, unwegsames Gelände, sodass eine Fortsetzung des Rittes zu gefährlich schien.

„Laß uns hier kampieren, bevor wir in der verdammten Suppe perdu gehen“, fluchte Rita.

„Unsere Tiere sind auch müde und hier gibt es wenigstens Wasser“, entgegnete Scott. Tatsächlich waren sie auf einen kleinen Bach gestoßen, der scheinbar aus dem Nichts zu Tale floß. Diesmal dauerte das Aufstellen des Zeltel länger, da die beiden vom anstrengenden Ritt erschöpft waren. Nachdem sie eine Suppe mit Kartoffeln am Benzinkochen zubereitet hatten – Holz gab es in dieser Höhe keines mehr – schlüpfen sie im Zelt in ihre Schlafsäcke. Obwohl es draußen noch hell war, hielten sie bald ‚Morpheus‘ Arme umfangen ...

Als Scott erwachte und den Zelteingang öffnete, war es Nacht. Es bot sich ihm eine phantastische Szenerie. Hunderte, nein Tausende von Lichtpunkten tanzten in der näheren und weiteren Umgebung des Zeltel.

„Das sind die ‚*mariposa luminosa*‘, leuchtende Schmetterlinge, die sich jetzt, am Ende der Trockenzeit, auf Hochzeitsflug befinden“, flüsterte Rita andächtig hinter ihm. Sie war ebenfalls wach geworden und fügte hinzu: „Dass sie in einer solchen Höhe vorkommen und in derartigen Massen, sollte man nicht für möglich halten“.

Der Nebel war gänzlich verschwunden, und über ihnen strahlten die Sterne in tropischer Pracht. Die Luft war lau, und die Schmetterlinge setzten ihren Hochzeitstanz fort. Es war, als schwirrten unzählige Glühwürmer umher, nur dass das Licht jedes Schmetterlings mit mehrfacher Intensität strahlte.

„Nach einer alten peruanischen Legende hat jeder, der einen Mariposa-Schwarm erblickt, einen Wunsch frei“, sagte Scott. Rita schloß die Augen und entgegnete „Natürlich darf man nicht verraten, was man sich wünscht, sonst geht es nicht in Erfüllung“. Scott schwieg und dachte mit Bitterkeit, dass sie wohl etwas ganz Anderes begehrte als er. „Meinen Wunsch kennst du ja, aber du magst ihn nicht erfüllen“, setzte er fort. Doch diese Äußerung blieb unkommentiert.

Der Vollmond hatte sich groß und orangegelb über einen Bergkamm erhoben. Der Tanz der leuchtenden Schmetterlinge schien zu einem Ende zu kommen.

„Laß und weiter reiten, wer weiß, morgen früh fällt vielleicht wieder Nebel ein“, meinte Scott. Und Rita stimmte zu. Die paar Stunden Schlaf hatten zur Erholung genügt. Auch die Mulis schienen sich wieder in guter Kondition zu befinden, wie ihr charakteristisches Grunzen zeigte.

Schnell war das Zelt abgebaut, die Feldflaschen gefüllt und die Sachen zusammengepackt. Dann ging es los, den Mond im Rücken. Und seltsam – ohne dass sich einer der beiden es gewünscht hätte, jetzt ging der Ritt glatt vonstatten. Die Orientierung nach Mond und Sternen war unproblematisch, und gegen Westen öffnete sich ein Hochtal. Scott, der voranritt, meinte sogar Pfadspuren zu erkennen – und tatsächlich säumten bald kleine Steinmännchen ihren Weg, der zunehmend steiler wurde.

Die Überraschung wurde aber bald noch größer, als sie merkten, dass sie teilweise auf Steinplatten ritten. „Eine regelrechte Inkastraße – zwar keine Hauptader, aber gepflastert. Wo mag sie uns hinführen?“ freute sich Scott.



„Die Stufen zur Ewigkeit ...“, antwortete Rita. „Ich habe Cipriano becirct, dass er mir etwas über den Weg zu den Grabstätten erzählt hat. Da war von einer steinernen Stiege die Rede ...“.

In der Tat wurde der Inkapfad steiler und glich eher einer Treppe als einer Straße. Doch waren die Stufen, in denen die Steinplatten angeordnet waren, so beschaffen, dass die Maultiere sie ohne Schwierigkeiten bewältigen konnten.

„Wenn ich mir vorstelle, dass hier die Chachapoya, die Inkatruppen und später die spanische Konquistadoren durchgezogen sind, rieselt mir ein Schauer über den Rücken“, zeigte sich Rita einigermaßen beeindruckt von der Passage ...

### **3 Die heiligen Schreine**

Ritas Überlegungen wurden durch einen überraschten Ausruf Scotts unterbrochen. „Da vorne, schau, Glyphen am glatten Felsen“. In der Tat zeigte sich, beschienen vom gleißenden Mondlicht, eingravierte Muster, die entfernt an babylonische Schriftzeichen erinnerten. „Die mysteriösen ‚sprechenden Steine‘, Petroglyphen, die von Vorinka-Völkern in Stein eingemeißelt wurden. Vielleicht wiesen sie uns den Weg zu den heiligen Schreinen im Pueblo de los Muertos, der Stadt der Toten ...“ fügte er frohgemut hinzu.

„Es wäre an der Zeit, dass du Genaueres über die Wolkenmenschen erzählst. Und wohl auch der richtige Ort dafür“, schlug Rita vor. Scott ließ sich nicht zweimal bitten, eines seiner Lieblingsthemen anzuschneiden: „Die Chachapoya beherrschten bis zum fünfzehnten Jahrhundert für Jahrhunderte eine Gegend zwischen dem Rio Marañon im Westen und dem Rio Huallaga im Osten, zwischen der Grenze zu Ecuador im Norden und dem Rio Apisoncho im Süden das Reich der ‚Wolkenmenschen‘. Sie besaßen eine Mehrklassengesellschaft, Adel, Priester und Bauern. Ihre Kriege wurden als besonders mutig, ihre Frauen als ungewöhnlich schön beschrieben. Die Wolkenmenschen sollen großgewachsen und hellhäutig gewesen sein. Sie waren großartige Baumeister, wie Festungen, Felsengräber und Dörfer mit Rundhäusern manifestieren. Sie verehrten den Kondor, den Puma und die Schlange, letzteres vielleicht eine Erklärung für die Zickzack-Linien, welche die Friese der Chachapoya-Ruinen zieren. Die Inka haben das Gebiet nur wenige Jahrzehnte besetzt und niemals ganz erobert. Chronisten

berichten von sieben ‚geheimnisvollen weißen Städten‘ der Chachapoya, die beim Untergang ihres Reiches vom Urwald verschlungen worden seien“.

Scott hielt in seiner Schilderung inne. Rita hatte ihm begeistert zugehört.

„Und hier hast du auch die ersten Felsengräber“, wies sie in die Wand oberhalb ihres Weges. Mittlerweile hatte sich das Tal verengt, und hoch auf den Wänden zeigten sich helle Gebilde, die sich beim Näherkommen als übermannshohe Gestalten erwiesen. Trotz der diffusen Beleuchtung konnte man Köpfe mit spitz zulaufenden Kinnpartien erkennen.

„Die Sarkophage hochgestellter Persönlichkeiten“, entgegnete Rita. „Ich habe derartige Gräber bei den Chachapoya-Indios gesehen – allerdings leer. Ich hoffe, dass diese hier Mumien mit interessanten Grabbeigaben enthalten“.

„Es wird nicht leicht sein, zu ihnen hinaufzukommen. Sie sind sozusagen in die Felsen geklebt“, erwiderte Scott. „Jedenfalls müssen wir den Tagesanbruch abwarten. „Laß uns noch die paar Stunden bis dahin ruhen. Die Kletterpartie wird Kraft und Ausdauer verlangen“. Damit schwang er sich von seinem Maultier.

Aber in dieser Nacht sollten sie nicht mehr zum Schlafen kommen. Denn als sie sich in ihre Decken gehüllt hatten, vernahmen sie deutlich von Ferne ein rhythmisches Geräusch: Tuk-tuk-tum, tuk-tuk-tum ...

„Das klingt wie Trommeln“, stellte Scott fest. „Laß uns der Ursache auf den Grund gehen“. Sie nahmen ihre Waffen und stiegen zu Fuß den treppenartigen Weg weiter hoch. Denn von dort oben schien das dumpfe Trommeln zu kommen. Nach einer Biegung des Tales wurde das lauter und mischte sich mit einem monotonen Gesang. Nach wenigen Minuten erblickten sie an den Felswänden den Widerschein eines Feuers. Und als sie vorsichtig bis zu einer Felskante weiterschlichen, eröffnete sich ihnen ein unerwartetes Bild.

„Ich glaube, ich träume“, flüsterte Rita. Und in der Tat war die Szenerie derart unwirklich, dass sie an einen Albtraum erinnerte.

In etwa fünfzig Meter Entfernung brannte ein Feuer, um das zwei Gestalten tanzten. Eine war in einen fantastischen Umhang gehüllt, an denen vielerlei Dinge und Schnüre befestigt waren, die bei rhythmischen Bewegungen klimpernde

Laute von sich gaben. Am Kopf trug der Tänzer eine Vogelmaske, die offenbar einen Kondor darstellte. Die andere Gestalt – ein nicht maskierter Indio – war nicht so spektakulär gekleidet. Im Hintergrund saß ein anderer Indio, der die Trommel schlug. Das Ganze wurde von einem seltsam klagenden, monotonen Gesang untermalt.

„Ein Schamane mit seinen Gehilfen“, flüsterte Scott andächtig. „Dies habe ich bisher nur für Touristen aufgeführt erblickt – hier ist es echt“.

Doch da geschah etwas Seltsames. Es schien ihm, als wachse Rita. Ihr Gesicht spiegelte höchstes Erstaunen wider, und sie wurde größer und entschwebte dann lautlos nach oben. Bevor sich Scott fassen konnte, fühlte er eine Einschnürung um seine Brust, die seinem Atem stocken ließ. Ein Lasso – schoß es ihm durch den Kopf. Er begann mit Armen und Beinen zu strampeln und versuchte den Strick abzustreifen. Vergebens, eine Decke flog über seinen Kopf. Das Letzte, das er wahrnahm, war ein süßlicher, unangenehmer Geruch. Dann versank er in tiefe Bewusstlosigkeit.

Erst allmählich kam er wieder zu sich. „Gott sei dank“, meinte Rita. „Bei dir haben sie offenbar eine stärkere Dosis des Betäubungsmittels erwischt – ich bin schon seit zehn Minuten bei Bewusstsein“.

Beide lagen gefesselt beim Feuer, das von Holz genährt wurde. Seltsam, dachte Scott, in dieser Höhe sollte es doch gar kein Holz geben. Aber dennoch war abseits vom Feuer Holz gestapelt. Daneben kochte ein Indio, vermutlich der Trommler, und warf ab und zu Holz ins Feuer. Von den beiden Tänzern war nichts zu sehen.

Scott war speiübel. Das Betäubungsmittel hatte ihm nicht gut getan. „Ich verlange, sofort losgeschnitten zu werden“, schnauzte er den Wächter am Feuer an. Der Wächter am Feuer beachtete ihn nicht. Scott protestierte lauthals weiter. Da tauchte aus dem Dunkeln hinter ihnen der Schamane auf. Der Feuerschein warf bizarre Schatten auf seinen Mantel. Der Vogelkopf schien zu leben – eine gespenstische Szenerie.

In dieser ungewöhnlichen Situation reagierte Rita mutig: „Du kannst uns keine Angst einjagen mit deiner Maske. Nimm sie ab und laß uns dein Gesicht sehen, wenn wir mit dir reden sollen“.

Doch wer beschreibt das Erstaunen von Rita und Scott, als sie die Antwort vernahmen, die in einem seltsam gefärbten Englisch mit schottischem Beiklang erfolgte.

„Das will ich gerne tun, Lady. Darf ich mich vorstellen: mein Name ist Tarwater, John Tarwater“.

## 4 Tarwater

Dabei nahm der Schamane die Vogelmaske ab, und ein hageres, von einem dichten Vollbart umrahmtes Gesicht kam zum Vorschein. Der Bart war schwarz-weiß gesprenkelt, der Rest des Gesichtes sonnenverbrannt – doch zweifelsfrei ein Weißer.

„Gestatten sie, dass ich zunächst eure Fesseln löse“, setzte er fort. „Wenn ich gewusst hätte, um welche hübsche Lady es sich handelt, hätten wir den roten Teppich ausgerollt, anstelle sie mit dem Lasso hochzuhieven“, fügte er ironisch hinzu. Mit bewunderndem Blick befreite er Rita von den Fesseln und reichte ihr galant die Hand, um ihr auf die Beine zu helfen. Scotts Stricke wurden von einem Indio durchgeschnitten. Die beiden Wächter, die Rita und Scott überwältigt hatten, waren inzwischen ebenfalls ans Feuer getreten. Die Sache schien über ihr Verständnis zu gehen – zuerst hatten sie die Eindringlinge gefangen, jetzt waren sie wieder frei und wurden freundlich behandelt.

Tarwater war aus seinem Schamanen-Mantel geschlüpft. Eine dünne, drahtige Gestalt kam zum Vorschein. „Los, trinken wir einen – das vergorene Kaktusgebräu kann zwar keinem schottischen Whisky ersetzen, aber seine Wirkung tut es auch. Es hilft, sich beim Schamanen-Tanz in Trance zu versetzen“. Sie nahmen rund ums Feuer Platz. Ein Indio füllte Kaktussaft aus einem großen Flaschenkürbis in einen Becher, der die Runde zwischen den drei machte. Die restlichen Indios hielten sich im Hintergrund. Man merke, dass sie Tarwater mit einer gewissen Ehrerbietung behandelten. Daraufhin angesprochen, antwortete er lapidar: „Ja, ich habe es in den letzten Jahren zu einem gewissen Ansehen gebracht, aber der Anfang bei den Chimalli – so heißt mein Stamm – war verdammt hart. Erst als ich zum Schamanen aufstieg, wurde ich voll respektiert.“

Dabei habe ich den Kanaken – so drückte er sich tatsächlich aus – von Anfang an viel Neues beigebracht“.

„Nehmen sie ihren Schamanen-Job ernst – oder ist es bloße Scharlatanerie?“ erkundigte sich Scott. Tarwater antwortete nachdenklich: „Zum Großteil ist es Humbug. Ich mache ihn mit, weil ich durch meine Heirat mit der Häuptlingstochter sozusagen hineingeschlittert bin. Aber es gibt Dinge, die du dir mit unserem Hausverstand nicht erklären kannst. Heilungen Todkranker oder Schwerverwundeter beispielsweise ...“.

Rita und Scott waren in eine seltsame Stimmung geraten. Die Nacht war weit fortgeschritten, der Mond längst hinter den Bergen verschwunden. Aber die beiden fühlten keine Spur von Müdigkeit.

„Der Kaktussaft tut seine Wirkung“, meinte Tarwater. „Eine halluzinogene Droge“, erklärte Scott. „Ebenso wie die Coca-Blätter, die Mr Tarwater so eifrig kaut“, fügte Rita hinzu. Sie und Scott hatten dankend abgelehnt, als ihnen Tarwater zuvor je ein Bündel angeboten hatte.

„Aber all das und noch mehr würde ich gegen einen Schluck echten Whisky tauschen“, meinte Tarwater sehnsüchtig.

„Was meinen sie mit noch mehr“, fragte Rita und schaute dabei Tarwater tief in die Augen.

„Gold“, antwortete Tarwater. „Und auch Edelsteine. Aber was nützt es mir? Für ein gutes Roastbeef und eine Flasche Scotch würde ich es gerne opfern ...“.

Scott beobachtete interessiert, wie Ritas Augen aufblitzten. Er hörte auch den begierigen Seufzer, den seine Gefährtin ausstieß. Jetzt ist sie in ihrem Element. Das alte Spiel beginnt nun, dachte Scott. Eine seltsame Mischung aus Anwiderung und Eifersucht machte sich in ihm breit.

„Unten bei unseren Maultieren haben wir eine Flasche Whisky – den sollen sie haben – für die freundliche Aufnahme“, erwiderte Rita mit einem einladenden Augenaufschlag.

Diese Aussicht schien auf Tarwater stimulierender zu wirken als alle konsumierten Substanzen. „Ich nehme dich beim Wort, schöne Lady“, schwärmte er sie an. „Ihr müsst unbedingt zu den Chimalli – so heißt mein Stamm – mitkommen. Ich werde Rita mit Gold schmücken. Und dir Scott werde ich die Gräber mit den Mumien zeigen ...“. Scott hatte sich zuvor als Archäologe vorgestellt, der speziell nach Prä-Inka Relikten suche. Dass auch Rita in diese Richtung tendierte, das konnte sich Tarwater nicht vorstellen.

„Doch zuvor musst du uns deine Geschichte erzählen. Wie bist du zu den Indios gekommen? Und was ist mit deiner Frau, der Häuptlingstochter?“ zeigte sich Rita interessiert.

Tarwater zeigte Anzeichen von Verlegenheit, wie Scott einfühlsam bemerkte. „Jetzt brät es schon auf der von Rita entfachten Flamme und würde sich lieber die Zunge abbeißen, als nochmals sagen, dass er verheiratet ist“, meinte er im Stillen zu sich selbst.

„Ach, das ist nur eine lose Bindung, die ich eingegangen bin, um den Häuptling für mich zu gewinnen“, suchte Tarwater nach einer Erklärung. „Aber erzählt mir lieber von der Außenwelt. Ich bin seit Jahren nicht über Huaro Tambo hinausgekommen“.

Nachdem ihm die beiden über wichtige Ereignisse der letzten Jahre informiert hatten, erzählte Tarwater seine Geschichte. Sie sei hier in gebotener Knappheit wiedergegeben.

John Tarwater stammte aus Inverness im Norden Schottlands und war schon früh zur See gefahren. Nachdem er auf Handelsschiffen, zwei Jahre sogar auf einen Walfänger, vor allem den Pazifik mehrmals durchquert hatte, war er in Callao, der Hafenstadt Limas, an Land gegangen. Er hatte abgemustert, um in den Kordilleren Gold zu suchen. Dabei war er nicht nur glücklos gewesen, sondern auch in Gefangenschaft der Chimalli-Indianer gelangt, einem Stamm vom Volk der Chachapoya. Diese hatten ihn anfänglich wie einen Sklaven gehalten. Aber seine überlegenen Kenntnisse, seine technischen und handwerklichen Fähigkeiten, ließen ihn bald aufsteigen. Der entscheidende Sprung in der Stammeshierarchie gelang ihm durch die Heirat mit Huani, der Tochter des Häuptlings. Er wurde Gehilfe des Schamanen und nach dessen Tod sein Nachfolger. Gewisse

medizinischen Kenntnisse der westlichen Zivilisation erleichterten ihm seinen Aufstieg in beträchtlichem Maße.

Gestern abend waren sie zu fünft vom Dorf aufgebrochen, um bei Vollmond ein Ritual an den Gräbern der Vorfahren zu vollziehen: Tarwater, sein Gehilfe, der mit ihm ums Feuer getanzt war, der Trommler, und zwei Wächter, von denen Rita und Scott überrascht worden waren ...

Inzwischen war die Morgendämmerung angebrochen. Die Indios löschten das Feuer und machten sich zum Aufbruch bereit. Schon zuvor hatten sie die Maultiere samt dem Gepäck von Scott und Rita heraufgeholt.

Scott blickte sehnsüchtig zu den weiß-getünchten Sarkophagen empor. Jetzt konnte man auch deutlich die überdimensionalen Gesichter mit den geschwungenen Kinnpartien erkennen. Die Köpfe waren von seltsam geformten Hüten ohne Krempe bedeckt.

„Ich wüsste nicht, wie man die Felswände emporkommt. Kann ich es versuchen?“ erkundigte sich Scott.

„Jetzt eben nicht“, entschied Tarwater. „Wir müssen ins Dorf zurück, wo ich euch dem Häuptling und dem Rat der Alten vorstellen werde. Aber ich werde dir noch interessantere Plätze zeigen, Gräber mit Mumien und Beigaben ...“.

„Nichts zu machen, Scott. Halten wir uns an Tarwater“, meinte Rita frohgemut. „Ja, besonders du ...“, entgegnete Scott frustriert. Rita verzichtete auf eine Antwort und warf ihm einen giftigen Blick zu.

So verließen sie die Stätte ihrer überraschenden nächtlichen Begegnung. „Welch ereignisreiche Nacht – zuerst die Myriaden leuchtender Schmetterlinge und dann das Treffen mit dir, John ...“, himmelte Rita Tarwater an. Und der schnurrte wie ein rolliger Kater.

„Widerlich“, empfand Scott und versuchte gute Miene zum Spiel zu machen. Im angehenden Tageslicht wirkte Tarwater deutlich älter. Tiefe Falten waren in sein hageres Gesicht geherbt. „Was sie nur an diesen Burschen findet“, sinnierte Scott – „außer Gold und Edelsteine natürlich. Und der ist dumm genug zu glauben, dass die Zuneigung ihm gilt“.

## 5 Bei den Chimalli

Der Pfad führte nun eben dahin. Schon nach kurzer Zeit vernahmen sie ein Rauschen, das sich zunehmend verstärkte. Als sie um die Biegung traten, lag ein Wasserfall vor ihnen. Die noch tief stehende Sonne spiegelte sich in der Gischt und schuf mehrfach Spektren. Die ganze Szenerie war von beeindruckender Schönheit. Beim Wasserfall endete der Weg und kein Weiterkommen schien möglich.

„Und jetzt?“ wandte sich Rita an Tarwater. „Ratet mal“, wandte sich dieser an die beiden. Rita zuckte die Achseln, doch Scott überlegte. Weiter musste man kommen. Der Wasserfall war das Hindernis. Doch was wäre wenn ...?

Als er ganz nahe bei dem herniederdonnernden Wasser ankam, erkannte er, dass sich der Weg – zwar ganz schmal und vom Schleier der Wassertropfen fast verdeckt – hinter dem fallenden Wasser fortsetzte. Ohne auf Tarwaters Frage einzugehen, schlug Scott dieser Weg ein. Er verschwand hinter dem Vorhang aus Wasser und kehrte nicht mehr zurück.

„Dein Freund ist clever – er hat den Weg gefunden“, wandte sich Tarwater an Rita. Und sie beide, sowie die vier Indios, folgten Scott hinter dem Wasserfall. Ohne dass sie sonderlich durchnässt wurden, langten sie nach wenigen Schritten bei einer dunklen Öffnung im Felsen an. „Hier führt der Durchgang in den Talkessel, in dem sich das Dorf der Chimalli befindet“, erklärte Tarwater.

Als Rita ihre Taschenlampe aus dem Rucksack holen wollte, wehrte John ab: „Laß nur, der Tunnel ist nur kurz, und ich werde dich führen“. Er legte den Arm um sie, und schon nach wenigen Minuten sahen sie einen hellen Fleck – den Ausgang, an dem Scott wartete.

Gebannt betrachteten er und Rita das eindrucksvolle Panorama. Sie befanden sich nahezu am oberen Rand eines gewaltigen Talkessels, der durch schroff gegliederte Berghänge begrenzt wurde. Ein paar hundert Meter unter ihnen, inmitten einer im Sonnenschein glänzenden, grünen Mulde lag eine Ansiedlung von etlichen Dutzend Rundhäusern. Das Dorf wurde von einem kleinen Fluß durchflossen, in welchem sich ein Gewirr von Bächen sammelte, die am



gegenüberliegenden Rand des Tales in Form kleinerer Wasserfälle herniederfielen. Über dem Rand des Kessels türmten sich schneebedeckte Bergriesen, während im Hintergrund im Sonnenlicht Gletscher blinkten.

„Der Cordillera Blanca – die höchsten Berge Perus, weit über 6000 Meter hoch“, stellte Scott fest. „Was für ein göttlicher Anblick, sicherlich einer der schönsten auf der südlichen Erdhalbkugel“, fügte er andächtig hinzu. Sie war ebenfalls beeindruckt. Nur Tarwater entgegnete lapidar: „Schon klar, aber wenn du jahrein-jahraus immer nur das siehst, dann ist das zu wenig. Ich jedenfalls will raus – und werde mit euch das Tal verlassen ...“.

Der Marsch ins Dorf dauerte länger als angenommen. In der klaren Höhenluft konnte man die Entfernung leicht unterschätzen. Erst nach knapp drei Stunden erreichten sie den Rand der Ansiedlung. Zuvor schon verkündeten Mais- und Kartoffelfelder die Nähe des Dorfes. Herden von Alpakas und Schafen vervollständigten das friedliche Bild. Bis auf den Gehilfen des Schamanen waren die Indios vorausgeeilt, vermutlich um die Ankunft der Fremden anzukündigen. Dies mochte auch die Ursache dafür sein, dass keine Feldarbeiter zu sehen waren.

Beeindruckend fanden die Neuankömmlinge sowohl die Struktur der Bauten als auch die herrschende Sauberkeit. Ganz anders als in den schmutzigen Ansiedlungen der Tiefland-Indios, in den viele Dinge kreuz und quer durcheinander lagen, schien hier alles wohlgeordnet. Die Rundhäuser waren aus Stein, alle nach dem gleichen Muster gebaut. Die Eingangstür war mit tierischen Darstellungen – Puma, Kondor, Schlangen – geschmückt. In Höhe des oberen Türabschlusses war die Mauer unterbrochen, und es lief eine Ausmalung mit zickzack-förmig angeordneten Steinen rund ums Haus. Die Rundhäuser waren mit Holz und Schilfbündeln gedeckt, die nach oben hin kegelförmig angeordnet waren. Die Häuser waren verschieden groß, im Durchschnitt mochte ihr Durchmesser zwischen fünf und zehn Meter betragen.

„Typische Chachapoya-Architektur, wie aus dem Lehrbuch“, stellte Rita fest und Scott nickte.

Im Zentrum des Dorfes befand sich ein weiter Platz, auf dem sich die Bewohner versammelt hatten. Auf einer Plattform inmitten des Platzes standen etwa ein Dutzend Indios, offenbar die Honoratioren der Ansiedlung. Inmitten von

ihnen saß auf einem prächtig verzierten Stuhl eine hohe Gestalt, finster blickend mir scharf geschnittenen Gesichtszügen und einer ausgeprägten Hakennase.

Tarwater stellte Scott und Rita in einer längeren Rede vor. Wie Scott feststellte, war die Sprache nicht das landesübliche Quechua, dessen Grundzüge er sich beim Studium angeeignet hatte. So verstand er kein Wort, aber Tarwater schien eine Lanze für die Ankömmlinge gebrochen zu haben, da der Gesichtsausdruck des Häuptlings zunehmend freundlicher wurde.

„Dies ist *Temotzin*, der Stammesführer der Chimalli vom Volk der Chachapoya. Sein Name bedeutet ‚Herabsteigender‘. Seine Ahnen sind von den Wolken herabgestiegen, um über das Volk zu herrschen“, erklärte Tarwater.

Der Häuptling erhob sich, trat auf Scott zu, versenkte seinen Blick in dessen Augen und sagte lange nichts.

Scott hielt dem Blick stand, obwohl ihm beim langen Schweigen unbehaglich zumute wurde. Aber er wusste, dass er zu warten hatte, bis er angesprochen wurde. Schließlich reichte ihm der Häuptling die Hand und sprach im harten Spanisch: „Temotzin begrüßt dich im Tal der Chimalli. Der Schamane hat für dich gesprochen. In deinen Augen ist kein Falsch. Dir und deinem Weib sei das Gastrecht gewährt. Es wird erwartet, dass ihr euch nach unseren Gesetzen verhaltet“.

Damit war der offizielle Teil der Begrüßung vorbei. Rita wurde vom Häuptling nicht weiter beachtet. Für Indio haben Frauen keinen Stellenwert.

Scott und Rita wurde ein Haus angewiesen, und sie verbrachten den Rest des Tages damit, sich darin wohnlich einzurichten. Nahrung gab es in Hülle und Fülle – von Süßkartoffeln und Mais bis zu verschiedenen Früchten. Eine kräftige Suppe weckte die Lebensgeister, und auch für die sanitären Verhältnisse war gesorgt. Erstmals nach Tagen konnten die Gefährten ihre verschwitzten Leiber im Wasser des Flusses wieder ausgiebig reinigen.

## 6 Huani

Am späteren Nachmittag bat Tarwater die beiden in sein Haus, welches deutlich größer war, als die meisten anderen. Bei dieser Gelegenheit lernten sie Huani, Temotzins Tochter und Tarwaters Frau kennen.

Als ihr Rita die Hand entgegenstreckte, verharrte Huani in starrer Ruhe. Ihr Blick begegnete jenem Ritas fragend, durchdringend und verwirrt. Während Tarwater Rita und Scott mit Chicha<sup>4</sup> bewirtete, kauerte Huani reglos neben ihrem Gatten. Ihre Blicke wanderten zwischen den dreien umher. Scott fühlte sich unangenehm berührt, wenn er Huanis schwarze Augen auf sich brennen fühlte. Und Rita ging es nicht anders.

„Ihr Großvater hatte sich das Bein gebrochen – ein komplizierter Bruch. Ich bekam ihn wieder zurecht. Er war damals Häuptling und hat mich von meinem Sklaven-Dasein befreit. Um mich zu halten, gab er mir seine Enkelin zur Frau. Sie ist erst zwanzig, und sie ist mir sehr ergeben. Sie sieht zum ersten Mal Weiße – außer mir natürlich“, fühlte sich Tarwater zu einer Erklärung verpflichtet.

Als Tarwater Scott seine Tinkturen zeigte, blieben die beiden Frauen allein zurück. Deutlich war die Spannung zwischen ihnen zu spüren.

„Warum du da sein?“ wandte sich Huani mit zitternder Stimme an Rita.

„Wir interessieren uns für Gräber, Mumien, verstehst du“, antwortete Rita.

„Es sein nicht gut, dass du hier. Du gehen“, fügte Huani abweisend hinzu.

„Nach ein paar Tagen gehen wir fort, das ist sicher“, entgegnete Rita verwirrt.

„Tarwater – er sein mein Mann. Es kann nicht sein, dass er von mir geht. Wir ihn brauchen – ich, meine Kinder, mein Stamm ...“.

„Verdammt – musst du eine Szene machen“, schrie Tarwater, der während der letzten Sätze wieder mit Scott zurückgekommen war. Fast schien es diesen, als spanne sich der Körper Huanis wie zum Sprung eines Pumaweibchen zusammen.

---

<sup>4</sup>

Maisbier

Schon fürchtete er, dass sie sich auf Rita stürzen könnte, doch dann entspannte sich ihr Leib und sie ward sich Tarwater zu Füßen und umfaßte diesen.

„Ich sein deine Frau. Du bleiben bei mir. Bleiben bei uns“, sagte sie flehend.

„Steh auf!“ Scott riß Huani hoch. „Du bist ein Weib und sollst nicht zu Füßen eines Mannes liegen, auch nicht deines eigenen“.

„Geh jetzt“, machte Tarwater der Szene ein Ende. „Geh!“ Und Huani erhob sich gehorsam und schlich hinaus. Wie ein geprügelter Hund, schoß es Scott in den Sinn – doch sofort danach fühlte er dass der Vergleich nicht stimmig war. Eher wie das Weibchen eines Pumas oder einer anderen Großkatze ...

„Ihr müsst das Verhalten entschuldigen. Aber es ist typisch für die Eingeborenen. Sie sind ehrliche Menschen, nicht von der Zivilisation verdorben. Sie lieben und hassen, ärgern und freuen sich auf einfache, unkomplizierte Weise. Wenn dich eine Frau haßt, so wird sie dir ohne zu zögern den Schädel einschlagen, falls sich die Gelegenheit bietet. Huani liebt mich und fühlt instinktiv, dass ich fortgehen will. Ja, das will ich – die Szene eben hat mich darin nur bestärkt. Ich will nicht den Rest meiner Tage hier den Popanz spielen. Ich will noch etwas haben vom Leben ...“. Tarwater hatte sich in Rage gesprochen und hielt erschöpft inne. Sein Gesicht sah abgezehrt und eingefallen aus ...

Als sich Scott und Rita später in ihr Rundhaus zurückzogen, führten sie eine kontroverse Diskussion.

„Ob sich der alte, verbrauchte Mann je wieder an die Zivilisation gewöhnen wird können?“ begann Scott.

„So alt ist er doch nicht – und er kann froh sein, wenn er von seinem entsetzlichen Weib loskommt“, entgegnete Rita.

„Wenn wir ihn mitnehmen, haben wir nicht nur Huani, sondern den ganzen Stamm am Hals. Ich plädiere jedenfalls dafür, dass wir ohne ihn abhauen“, stellte Scott seinen Standpunkt klar.

„Und das Gold und andere Schätze, von denen er gesprochen hat, zurücklassen? Deswegen sind wir doch hier, oder? Er zeigt und Mumien mit den

Reliquien nur, wenn wir ihn mitnehmen, dass hat er heute beim Marsch zum Dorf nochmals klargestellt!“ Rita geriet langsam in Rage.

„Du bist auf sein Gold scharf, das ist es. Ich spiele da nicht mit. Ich werde morgen, spätestens übermorgen weiterziehen. Mir ist die Sache zu heiß“, erwiderte Scott mit Entschiedenheit.

Beide schwiegen. Die Standpunkte waren unvereinbar ...

Aber als Scott schon halb im Traumland war, spürte er, wie jemand zu ihm unter die Decke schlüpfte. Wie das, dachte er schlaftrunken. So sehr hatte er sich anfänglich um Rita bemüht – vergebens. Um jetzt, nach einer scharfen Auseinandersetzung ...?

Egal – das Herz einer Frau ... kam ihm der alte Spruch ins Gedächtnis. Er schloß sie in seine Arme.

Glücklich war Scott eingeschlafen. Und glücklich wachte er auf. Doch sein froher Sinn sollte nicht lange weilen. Schlagartig sank seine Stimmung, als Rita genau dort fortsetzte, wo man gestern stehengeblieben war.

„Ich habe nachgedacht“, erklärte Rita. „Sobald wir die gewünschten Dinge haben, verlassen wir den Kessel. Die Flucht muss vorsichtig geschehen, sodass niemand etwas merkt. Deshalb werden wir uns trennen. Du täuscht einen Weg vor und reitest allein nach Huaru Tambo zurück. Dort kümmerst du dich um den Transport. Cipriano hat einen Wagen, den er uns leihen oder verkaufen muss. Ich werde mit Tarwater dann nachkommen. Wie – das bin ich noch am Überlegen ...“.

„Das war also der Sinn der Liebesnacht“, stieß Scott wuterbrannt heraus. Zum ersten Mal in seinem Leben spürte er das starke Bedürfnis, eine Frau zu schlagen. „Du sollst dich getäuscht haben – jetzt reise ich erst recht ab“.

## 7 Im Pueblo de los Muertos

Am nächsten Morgen bot Tarwater Rita und Scott an, sie zu den Grabkammern zu führen. Sie verließen das Dorf flussabwärts und langten nach einem kurzen Ritt am Beginn einer tief eingeschnittenen Schlucht an.

„Hier verlässt der Bach unseren Kessel. Dies ist einer der beiden Zugänge zu unserem Gebiet. Den anderen – durch den Wasserfall – habt ihr ja bereits kennengelernt“, erklärte Tarwater.

Entlang des Baches, der sich am Grund des Canyons wand, führte ein steiniger Pfad, der so schmal war, dass sie im Gänsemarsch reiten mussten. „Bei Hochwasser ist dieser Weg unpassierbar“, fügte Tarwater hinzu. Selbst jetzt, am Ende der Trockenzeit, mussten die Maultiere manchmal bis zu den Knien durchs Wasser waten.

„Der Pueblo de los Muertos, die Stadt der Toten, befindet sich traditionell weit weg vom Dorf, um die Totenruhe nicht zu stören“, setzte der Schamane seine Erklärung fort. Mehrere Seitentäler tauchten auf, die aber zu steil schienen, um ein Fortkommen zu gewährleisten. Bei einem hielt Tarwater sein Mula an, schwang sich aus dem Sattel und führte es am Zügel.

Zunächst waren keine Spuren eines Pfades sichtbar. Aber schon nach wenigen Minuten begann ein schmaler Steig, der sich nach einer Biegung zu einem gepflasterten Weg verbreiterte. „Eine perfekte Tarnung“, meinte Scott anerkennend. „Allein hätten wir dieser Zugang nie gefunden“, ergänzte Rita. Bald gelangten sie in eine Mulde, in der es genügend Gras und auch Wasser für die Reittiere gab, die sie an dieser Stelle zurückließen.

„Ab hier ist die Zone tabu. Nur der Stammesführer und besondere Krieger dürfen weiter. Und natürlich der Schamane und seine Gehilfen“. Damit wies Tarwater auf zwei etwa drei Meter hohe Pfeiler, die links und rechts den Zugang begrenzten. Auf ihnen erkannte man anthropomorphe Tierdarstellungen mit Kondor und Pumamotiven.

Mit einer seltsamen Gefühlsmischung aus Ehrfurcht und Spannung gingen sie durch das Tor. Nach wenigen Schritten kamen sie zu einem Eingang im Felsen. Sie folgten Tarwater, der gebückt eintrat, und Rita bei der Hand fasste, während Scott

die Dreierkette schloß. Es war stockdunkel, doch bald schimmerte es hell, als sie am Ausgang des Tunnels anlangten, entrang sich sowohl Rita als auch Scott Laute der Verblüffung.

Der Anblick, der sich bot, war aber auch schlechthin spektakulär. Sie standen vor einem kleinen Talkessel, dessen Wände schroff nach oben ragten. Die mittlerweile schon hochstehende Sonne tauchte die gegenüberliegenden Wände in grelles Licht. Eine ganze Reihe braun-rot bemalter Grabbauten klebten an den steilen Felshängen. Auf einigen Felsabsätzen standen mehrere übermannshohe weiße Sarkophage mit den charakteristisch aufgesetzten Köpfen.

„Eine Nekropole der Chachapoya“, stellte Scott begeistert fest. „Das Wunschziel jedes Archäologen!“

„Die Pueblos bestehen aus Steinen, Lehm, Holz und Stroh“, kommentierte Tarwater. „Die Bestattungsmeister der Chimalli haben die Toten in Hocklage gepresst, solange die Körper noch nicht erstarrt waren. Die Hände liegen an den Kopfseiten, der Mund ist wie zu einem letzten Schrei weit aufgerissen, die Augen geöffnet ...“.

„Das muss ich sehen“, stieß Rita hervor. „Aber wie kommen wir nach oben? Die Felsen sind glatt und wir haben auch kein Seil mitgenommen“.

„Kommt nur, es gibt geheime Zugänge, die weit bequemer sind“, erwiderte Tarwater. Und in der Tat – als wir am Fuß der gegenüberliegenden Felswand angekommen waren, veranlasste er Scott mit ihm gemeinsam einen Felsblock wegzurollen. Dahinter zeigte sich eine niedrige Öffnung. Nacheinander krochen sie hinein. Im Inneren wurde die Höhle rasch geräumiger. Stufen führten aufwärts. Tarwater, der voranging hatte vorsorglich Fackeln mitgenommen, von denen er jetzt eine anzündete.

Und dann erreichten sie die Grabhäuser. Zehn, zwanzig Mumien befanden sich in jeder von mehreren Kammern. Das durch die Fensterhöhlungen fallende Sonnenlicht beleuchtete eine eindrucksvolle schaurige Szenerie.

Eine mumifizierte Frau mit verzerrten Gesicht und offenem Mund blickte mich an, dünnes Haar über der Stirn. Das Fleisch hatte sich von den Fingern gelöst und

verdickte Gelenke sowie lange Fingernägel zurückgelassen. Sie wirkte fast lebendig, sodass man sich fragte, warum sie denn schrie.

„Wegen des Glaubens an ein Leben nach dem Tod haben viele Frauen ihren Mann ins Jenseits begleitet. Sie wurden getötet, um dem Mann auch dort dienen zu können“, fand Rita eine mögliche Erklärung.

Neben der Frau lagen mehrere Kinder, deren pergamentartige Haut in Falten herunterhing. Die Körper waren gut konserviert, eine bemerkenswerte Tatsache für eine regenreiche Region mit feuchter Luft.

Scott ging von Mumie zu Mumie und wieder retour, schoß Fotos, machte Aufzeichnungen – kurz er war in seinem Element. Tarwater nahm Rita beim Arm und führte sie durch einen schmalen Ausgang in eine Felsnische. Hier thronten sechs hellgelb gefärbte Sarkophage. Endlich sah Rita die stilisierten Gestalten aus der Nähe. Ihre charakteristischen, scharf geschnittenen Gesichter schienen wachsam ins Tal unter ihnen zu blicken.

„Die Sarkophage enthalten die Mumie hochgestellter Persönlichkeiten“, erklärte Tarwater. „In diesem Schrein etwa liegt ein Capac der Chimalli“, fügte er hinzu. „Lassen wir Scott bei seinen Untersuchungen. Ich will dir etwas zeigen, dass dich interessieren wird und nicht unbedingt für deinen Gefährten ist“. Damit trat Tarwater hinter einer der Gestalten. Rita erkannte, dass der Sarkophag nach hinten offen war. Und als Tarwater mit seiner Fackel hineinleuchtete blitzte es auf. Die Mumie war mit einem goldenen Brust- und Gesichtspanzer geschmückt, Reifen aus dem Edelmetall lagen umher, sowie mehrere große Schwerter in der typischen Inka-Form. „Mein Gott, da liegt ja ein Vermögen“ krächzte Rita. Vor Aufregung hatte sie im Moment ihre Stimme verloren.

„Und das ist nur ein kleiner Teil. Weiter oben gibt es auch Schreine mit Edelsteinen – aber dorthin kommt man nur mit Kletterei“, entgegnete Tarwater.

„Weißt du, dass du ein reicher Mann bist, ein schwerreicher sogar“, stieß Rita hervor und ihre Augen blitzten auf.

„Ja, und ich will es mit dir teilen“, erwiderte Tarwater. Je aufgeregter sie reagierte, desto ruhiger wurde er.



„Das willst du wirklich tun, du lieber Mann?“ Sie trat auf ihn zu und fiel ihm in die Arme.

„Wir gehen mit den Schätzen nach draußen. Zumindest einen Teil nehmen wir mit in die Welt hinaus. Ich habe mir das wohl überlegt ...“. Tarwaters Stimme klang fest und entschieden.

Ein tiefer Kuß besiegelte das Bündnis. Es schien traute Einigkeit zu herrschen – aber es bedurfte wohl keiner Tiefenpsychologie um festzustellen, dass die Zielvorstellungen der beiden neuen Partner doch sehr verschieden waren.

„Keine Tändelei – wir müssen sehr vorsichtig sein. Wenn die Chimalli merken, was wir vorhaben, können wir uns gleich selbst in die Sarkophage legen. Huaqueros<sup>5</sup> werden traditionell mit dem Tode bestraft“, brachte Tarwater die Gefühlswallung auf den Boden der Wirklichkeit zurück.

„Und Scott sagen wir nichts von unseren Plänen“, entschied Rita. „Er hätte kein Verständnis dafür“.

„Und uns bleibt mehr vom Gold“, zeigte Tarwater seine praktische Seite. „Ich habe vom Schamanen-Dasein genug und will mit dir die Welt noch genießen. – Komm laß uns zurückgehen ...“.

Scott hatte von dem Intermezzo, welches ihn von der Vertuschung des Bärenfelles brutal ausschloß, nichts mitbekommen. Immer noch untersuchte er die Grabkammer, und Tarwater ließ ihn noch einige Zeit gewähren, bevor sie den Rückweg antraten.

## **8 Der Quipu der Ahnen**

Die nächsten Tage offenbarten Gefühlswelten zwischen westlicher Zivilisation und Naturvolk sowie zwischen Mann und Frau.

---

<sup>5</sup>

Huaquero (spanisch): Grabräuber

Während Scott nicht merkte – sich auch vielleicht gar nicht dafür interessieren wollte – was zwischen Rita und Tarwater hinter seinem Rücken vorging, zeigte sich Huani ungleich empfindsamer. Obwohl Tarwater seine Pläne geschickt zu verschleiern trachtete, merkte seine Frau, dass Feuer am Dach war. Sie ließ sich nicht täuschen und versuchte mehrmals eine Aussprache. Als Tochter des Stammesführers war sie selbstbewusster als andere Indianerinnen.

Andererseits war sie realitätsbezogen genug, um zu erkennen, dass sie mit einer hübschen, gebildeten Weißen nicht konkurrieren konnte. Was tun, um ihn nicht zu verlieren? Wie konnte sie ihn halten?

„Die weiße Frau hat dich verhext. Sie hat den bösen Blick – sie ist dein und mein Untergang. Du bist mein Mann, der Vater unserer beiden Kinder. Du musst bei uns bleiben. Du darfst nicht mir ihr gehen“. Sie oder so ähnlich hatte sie anfänglich zu Tarwater gesprochen. Doch vergebens. So ersann sie ein anderes Mittel.

„Wenn du bei mir bleibst, so will ich dir etwas geben, was sonst niemand besitzt bei den Chimalli“, so versuchte sie Tarwater auf ihre Seite zu ziehen.

Was konnte das schon sein, zeigte sich Tarwater wenig interessiert. Er dachte nahezu pausenlos an die Flucht nach draußen und an das Leben mit Rita in der Zivilisation. Wie sollten sie die Flucht bewerkstelligen? Wenn Temotzin ihn mit den geraubten Schätzen erwischte, dann war ein schneller Tod noch eine Gnade. So empfand er Huanis Vorstöße bloß als Störmanöver.

„Ich werde dir den heiligen Quipu<sup>6</sup> unserer Vorfäter geben. Er ist eine große Medizin. Außer meinem Vater und mir kennt kein Chimalli das Versteck. Die Kenntnis geht stets vom Vater auf sein erstgeborenes Kind über, in diesem Fall auf mich ...“.

Das war natürlich ein Hammer. Dieser sagenhafte Quipu war sozusagen das Nationalheiligtum der Chimalli. Alle Jahre zur Wintersonnenwende wurde er in einer großen Zeremonie durch das Dorf getragen, um dann an einen geheimen Ort zu verschwinden, wo er sicher aufbewahrt wurde. Diese Knotenschnüre waren prächtig ausgeführt und galten als Erbe der Ahnen. Es wird ihnen magische

---

<sup>6</sup>

Quipu (Quechua): Knotenschnur

Wirkung nachgesagt, wie Heilkraft, Glück, Gesundheit, ja sogar ewiges Leben. Nicht dass Tarwater daran ernsthaft glaubte, aber er war zu lange Schamane gewesen, um vom Besitz einer solchen Reliquie unbeeindruckt zu bleiben.

Tarwater sah Rita jeden Tag. Als er ihr vom Quipu erzählte, war sie sofort Feuer und Flamme. Tarwater wunderte sich nicht wenig, hatte er doch angenommen, dass Rita nur an Gold und Juwelen interessiert sei. Aber sie war auch Archäologin und erkannte den Wert einer solchen Reliquie. Als sie Scott davon erzählte, steckte sie dieser mit seiner Begeisterung noch mehr an. Diesen Schatz mussten sie unbedingt haben. Rita versprach Tarwater das Blaue vom Himmel, wenn er ihnen den Quipu beschaffen würde.

Und als sie erkannte, wie schwierig dies zu erreichen sein würde, da dies über Huani, die Häuptlingstochter laufen musste, setzte sie bedingungslos die Waffen einer Frau ein.

Und so kam es, dass am nächsten Abend Tarwater freudestrahlend mir dem sagenhaften Quipu bei Rita auftauchte und sozusagen damit die offene Rechnung beglich. So drückte es jedenfalls Scott im Stillen aus, nachdem er vom Deal zwischen Rita und Tarwater endlich genug mitbekommen hatte.

Doch als er die überraschend gut erhaltene Knotenschnur gesehen hatte, überwog bald sein Interesse. Nie zuvor hatte er einen derartig umfangreichen, reich geknüpften Quipu gesehen – und die Quipu-Forschung war schließlich sein Spezialgebiet. Trotz dieser Tatsache nahm die Entzifferung die ganze Nacht in Anspruch. Tarwater war schon ernstlich besorgt, hatte er doch Huani versprechen müssen, den Quipu am Morgen unbedingt zurückzugeben.

Es herrschte enorme Spannung, als Scott das Resultat seiner Bemühungen verkündete.

„Vorwegschicken sollte ich“, dozierte er, „dass mir die Entzifferung nur teilweise gelungen ist, ich schätze zu etwa zwei Drittel. Sodann darf ich sagen, dass die Knotenschnüre wertvolle Einsichten in die Regierungsgeschäfte der Vorfahren der Chimalli, also der alten Chachapoya, geben. Während man früher glaubte, dass in Quipus ausschließlich buchhalterische Informationen über Warenlieferungen, Steuer, militärische Stärke und dergleichen katalogisiert sind, hat man auch Knotenschnüre gefunden, die historische Aufzeichnungen

enthalten. Beim vorliegenden Quipu handelt es sich um ein solches Exemplar. Ich schätze sein Alter etwa auf fünf bis sechs Jahrhunderte ...“.

„Und welche Informationen enthält der Quipu?“ fragte Rita atemlos.

„Um es auf den Punkt zu bringen“, entgegnete Scott feierlich. „Er erzählt von einer Reise über den Pazifischen Ozean. Die Chachapoya – oder waren es die Inka, so genau konnte ich das nicht feststellen – haben Inseln im Stillen Ozean erreicht. Der Quipu gibt eine detaillierte Segelanleitung dazu. Und wenn sie die Inseln erreicht haben, und der Quipu hier ist, müssen sie auch zurückgekommen sein ...“.

Er schwieg. Auch Rita und Tarwater entgegneten nichts. Alle waren sich der Bedeutung des Fundes bewusst.

„Wenn das stimmt, so ist das der erste echte Nachweis, dass Polynesien vor den Spaniern von Südamerika aus erreicht worden ist. Ein Hammer, wenn es wahr ist ...“, bewertete Rita Scotts Vortrag.

„Du kannst mir glauben, dass meine Übersetzung im Wesentlichen ok ist. Da ich mir der Bedeutung bewusst bin, habe ich sie zweimal geprüft. In Details mag ich mich irren, die Hauptsache stimmt jedoch“, entgegnete Scott fast beleidigt.

„Seht hier“, setzte er erklärend fort. „Diese Knoten der rechten Schnüre bedeuten Monde und Sonnen, also Monate und Tage. Sie geben die Dauer der Reise an, drei Monde und fünf Sonnen, das sind knapp einhundert Tage. Das ist vergleichbar mit der Dauer der Passage von Peru zu den Tuamotus, die Thor Heyerdahl mit seiner Kon-Tiki benötigte. Im vorliegenden Fall scheint aber zu den Marquesas zu gehen, den Rigel, ein Hauptstern im Orion wird als Leitstern genannt. Und der kulminiert auf etwa acht Grad südlicher Breite. Zwei Semester Astronomie-Studium in Berkeley zahlen sich doch aus ...“.

## 9 Auf der Flucht

Tarwater hatte den Quipu zurückgebracht. Er wollte die Sache mit Huani nicht unnötig auf die Spitze treiben. Als Tochter des Häuptlings saß sie am längeren Ast.

Scotts Stimmung schwankte zwischen Jauchzen und Betrübtsein. Die Entzifferung des Quipus war eine Sensation. Eine Veröffentlichung darüber würde ihn an die Weltspitze der Archäologie katapultieren. Aber dass er den Quipu so schnell zurückgeben musste, war eine herbe Enttäuschung.

Während Scott an der Entzifferung wirkte, war Rita mit Tarwater ins Reine gekommen. Sie beschlossen zum erstmöglichen Zeitpunkt zu fliehen. Tarwater versprach, soviel an den Schätzen aus den Gräbern beiseite zu schaffen, als auf einem Maultier Platz hatte. Dabei durfte er sich nur nicht erwischen lassen, sonst war sein Leben verwirkt. Der Häuptling würde einen Grabräuber gnadenlos töten.

Natürlich konnten nicht alle drei gemeinsam, zusätzlich noch mit den Grabbeigaben, das Tal verlassen. Rita konnte Scott überzeugen, als erster aufzubrechen. Er sollte nach Huaru Tambo vorausreiten, um dort den Abtransport mit Ciprianos Auto auszuhandeln. Da zu befürchten stand, dass Ritas und Tarwaters Flucht nicht lange unentdeckt bleiben würde, mussten sie sich auf eine Verfolgung seitens der Chimalli einstellen. Deshalb sollte der Aufenthalt in Huaru Tambo möglichst kurz sein.

Rita versprach Scott, genügend Mumien mitzunehmen. Vom Gold sagte sie nichts.

Zeitig am nächsten Morgen verließ Scott das Dorf und schlug den Weg zur Schlucht ein. Nachdem er diese problemlos durchquert hatte – der Wasserstand des Baches war niedrig – erreichte er einen breiten Pfad, der ihn in eineinhalb bis zwei Tagesritten nach Huaru Tambo führen würde. Am Abend kam er zu einer Schlucht, die von einer Hängebrücke überspannt war. Tarwater hatte davon gesprochen, als er ihm den einzuschlagenden Weg erklärt hatte. Scott stieg vom Mula und führte es vorsichtig über den schwankenden Übergang. Die Schlucht, die er überspannt, war nicht besonders breit, aber sehr tief.

Nachdem er auf der anderen Seite campiert hatte, erreichte er nach einem scharfen Ritt sein Ziel. Nachdem er genügend viel bot, waren die Verhandlungen mit Cipriano bald abgeschlossen. Er erklärte sich bereit, Rita, Tarwater und Scott bis zum nächsten größeren Ort zu bringen. –

Dann war der Tag der Flucht gekommen. Rita und Tarwater hatten vereinbart, sich gegen Mitternacht etwas außerhalb des Ortes zu treffen. Sie wollten den Weg über den Tunnel beim Wasserfall nehmen, da dieser als Tabuzone unbewacht war. Tarwater hatte tagsüber genügend Grabbeigaben aus der Totenstadt herausgeschafft und gut verpackt auf ein Maultier geladen. Dieses hatte er bei Anbruch der Nacht am angestrebten Treffpunkt hinter Büschen verborgen.

Seit der Rückgabe des Quipu hatte er mit Rita kaum gesprochen. Er beschloß, nur wenig von seinen persönlichen Dingen mitzunehmen, um den Argwohn Huanis nicht zu schüren. Als im Haus alles ruhig war, wartete er noch eine Stunde, um sich dann wegzuschleichen. Zuvor war er noch zu seinen schlafenden Kindern gegangen. Der Abschied von denen fiel ihm schwerer als jener von Huani.

Tarwater holte zwei Maultiere und führte sie vorsichtig am Halfter aus dem Dorf. Da Rita noch nicht bei dem Treffpunkt war, hockte er sich zu den drei Maultieren. Eine unguete Stimmung beschlich ihn. Zahlte sich das alles aus? Er tauschte eine gesicherte Existenz als angesehenes Mitglied der Chimalli mit einer ungewissen Zukunft. Rita war um ein Viertel-Jahrhundert jünger als er. Konnte das gut gehen? Und seine Kinder würde er vermutlich nie wieder sehen ...

Plötzlich hatte er das unbestimmte Gefühl, nicht mehr alleine zu sein. Eine dunkle Silhouette löste sich aus dem Schatten der Büsche. „Rita? Endlich!“, flüsterte er.

„Nein, Huani“, tönte es aus dem Finstern zurück. „Nicht deine Geliebte, sondern deine Frau ...“. Tarwater erstarrte. Sollte alles umsonst gewesen sein? Ein Gefühl der Wut wich der Überraschung. Schlagartig wurde ihm klar, dass sie ihn und Rita in der Hand hatte. Wenn sie das Dorf alarmierte, war nicht nur die Flucht vereitelt, sondern auch ihr Leben verwirkt. Grabraub würde zweifelsfrei mit dem Tod geahndet.

Doch all dies hatte Huani bedacht. Ihre Reaktion setzte Tarwater, der jetzt massive Vorwürfe erwartete, in Erstaunen.

„Ich weiß, dass ich dich nicht halten kann. Ich werde den Vater meiner Kinder nicht verraten. Aber ich will mit euch mitkommen“.

„Wir können dich nicht mitnehmen. Du würdest dich in der Welt draußen nicht zurecht finden, kennst ja nicht einmal die Sprache. Und was würde aus den Kindern ...?“ stieß Tarwater hervor.

„Meine Schwester wird sich um die Kinder kümmern. Mein Herz wird bluten ohne sie, aber eine Frau gehört zu ihrem Mann ...“. Mit diesen Worten war sie ganz an Tarwater herangetreten und blickte ihn mit ihren brennenden, dunklen Augen an.

Ein Gefühl der Zuneigung keimte in Tarwater auf. Ja, ihr Verhalten imponierte ihm, obwohl sie seine Pläne durchkreuzte. Aber was sollte er mit zwei Frauen? Und was würde Rita dazu sagen? Krampfhaft suchte er nach einer Lösung, aber es fiel ihm keine ein.

Und zu all dem tauchte jetzt auch noch Rita auf. Sie war konsterniert über Huanis Anwesenheit und verhehlte dies auch nicht. Tarwater war sich bewusst, dass er eine Entscheidung zu fällen hatte, da sie sonst einer Katastrophe zusteuern würden. Er nahm Rita beiseite, was Huani widerstandslos geschehen ließ.

„Sie kann unmöglich mit uns kommen – das ist völlig ausgeschlossen. Du musst es ihr einfach verbieten ...“, legte Rita los.

„Nicht so laut – wenn sie das Dorf alarmiert, sind wir verloren. „Wir müssen sie mitnehmen. In Huaró Tambo werden wir weitersehen. Wir müssen nur weg hier, wenn man uns entdeckt mit dem Gold, so sind wir geliefert“, erwiderte Tarwater.

„Und wenn du sie niederschlägst und fesselst ...“ schlug Rita vor. „Dann haben wir morgen die Chimalli am Hals – und du kannst dir vorstellen, was dann geschieht. Sie ist die Tochter des Häuptlings“.

Huani trat zu ihnen. „Ich weiß, ihr beratschlagt, mich auszuschalten. Doch Tarwater wird die Mutter seiner Kinder nicht töten. Ich war ihm eine gute Frau und bin es noch. Ich weiß, dass mich Rita haßt. Ich habe lange darüber

nachgedacht. Seht her, hier ist die Lösung ...“. Mit diesen Worten zog Huani etwas aus dem umgeschnallten Bündel hervor.

„Der Quipu – es ist der Quipu“, erkannte Rita trotz der Dunkelheit.

„Richtig – und du sollst ihn haben, wenn ihr mich mitnehmt. Nicht jetzt, aber später, wenn wir in eurer Welt draußen sind“.

„Du selbst bist zur Grabräuberin geworden“, stieß Tarwater verblüfft hervor. „Weißt du, was dein Vater mit einer Huaquera machen wird ...?“

„Ja, er würde mich auch töten, sogar mit eigener Hand. Aber dazu muss er mich erst haben. Wir sollten aufbrechen, bevor es soweit ist ...“.

Rita nickte. Die Aussicht, die begehrte Knotenschnur zu erlangen, machte all ihre Einwände zu geringen. Zudem konnte sie sich nicht verhehlen, dass ihr die Entschiedenheit, mit der Huani ihre Ziele verfolgte, imponierte. Und ganz vage, im Hintergrund, kam ihr auch ein Ausstiegsszenario in den Sinn: wenn sie später das Gold hatte und nun auch den Quipu dazu, brauchte sie dann noch Tarwater? Vielleicht war alles leichter, wenn dieser zu seiner Frau zurückkehrte.

Huani hatte damit gerechnet, dass sich Rita und Tarwater in ihrem Sinn entscheiden würden. Sie hatte ein Mula mitgebracht. Und so setzte sich die seltsame Karawane, bestehend aus einem schottischen Schamanen, einer Häuptlingstochter, einer Abenteurerin mit einem Hang zu Pretiosen und Relikten und vier Maultieren in Bewegung.

Nach ein paar Stunden erreichten sie den Rand des Talkessels. Bevor sie den Tunnel durchschritten, wandte sich Huani und Tarwater nochmals um. Im Licht des abnehmenden Mondes, der inzwischen aufgegangen war, konnte man tief unten schemenhaft das Dorf erkennen. Es lag friedlich da – ganz im Gegensatz zu den widerstreitenden Gefühlen, von denen das Trio bewegt wurde. –

Nachdem sie den Wasserfall und die Schreine passiert hatten, ritten sie den Inkapfad nach unten. Wie lange schien es Rita, dass hier Tarwater seinen Schamanentanz vollführt hatte ...



Nach einiger Zeit nahmen sie eine Abzweigung vom bekannten Weg. „Dies ist der Pfad nach Huaru Tambo“, erklärte Tarwater. „Wenn die Chimalli unser Fehlen bemerken, werden sie den Braten riechen und uns verfolgen. Nach Tagesanbruch kommen sie schnell voran. Wir müssen uns beeilen, wenn sie uns nicht einholen sollen“.

Doch erst bei Tagesanbruch konnten sie schneller reiten. Aber ihre Flucht stand unter keinem guten Stern. Denn schon am frühen Morgen stellte sich heraus, dass Ritas Muli lahmt. Sie mussten mehrmals anhalten, und Tarwater meinte besorgt: „Jetzt könnten die Indios unsere Flucht schon entdeckt haben. Sie wissen, dass Huaru Tambo unsere einzige Chance ist. Sie werden den Weg durch die Schlucht nehmen, da sparen sie zwei, drei Stunden. Die Sache wird knapp“.

Und tatsächlich, als sie einen Bergkamm erreicht hatten, sahen sie tief unter ihnen mehrere Punkte und konnten trotz der großen Entfernung deren Bewegung erkennen. „Fünf, sieben, zehn, zwölf Verfolger. Wenn wir nicht vor ihnen die Hängebrücke erreichen, dann gute Nacht, schöne Welt“, meinte Tarwater.

„Wir werden uns unserer Haut wehren“, entgegnete Rita angriffslustig.

„Ich werde nicht auf meine Stammesbrüder schießen“, entschied Tarwater. „Die Rache der Chimalli würde schrecklich sein. Als erstes würden sie unsere Kinder töten“, fügte Huani erklärend hinzu.

Nach einem Parforceritt von etwa einer weiteren Stunde, bei dem sie häufig hinter sich blickten, erreichten sie schließlich die Hängebrücke. Infolge ihres schlechten Zustandes konnten sie diese nur einzeln überqueren, indem sie abstiegen und ihre Maultiere am Zügel nachzogen. Tarwater ging als letzter. Als er an der anderen Seite der Schlucht angekommen war, tauchten oben die Verfolger auf. Doch bevor sie die Brücke betreten konnten, zog Tarwater eine Axt aus dem Gepäck und begann die Halteseile durchzuschlagen. Die ganze Brücke geriet in gefährliche Schwankungen. Und nach weiteren Schlägen sauste sie in die Tiefe.

Drüben schrien die Chimalli wild durcheinander. Doch das scherte die drei wenig – sie waren vorerst gerettet. Denn die Tiefe und Ausdehnung der Schlucht setzte die Verfolger auf die Verliererliste.

Und in der Tat – unbehelligt erreichten sie Huaru Tambo, wo sie schon von Scott und Cipriano erwartet wurden.

## 10 Das Kreuz in den Anden

Das Auto stand bereit. Scott hatte auch genügend Vorräte besorgt. Cipriano wartete auf seinen Einsatz als Chauffeur. Doch fünf Personen hatten im Ford nicht Platz. Mit Huani hatte man nicht gerechnet. So wurde beschlossen, Cipriano zurückzulassen. Scott sollte den Wagen lenken. Als er die Reifen inspizierte und sah, dass sie glatt wie ein Babypopo waren, sank seine Stimmung. Sie hob sich jedoch wieder, als ihm mitgeteilt wurde, dass Huani den Quipu mit sich führte. Nun kümmerten ihn mehr Grabbeigaben nicht mehr. Diese wurden von Tarwater vom Packpferd ins Auto umgeladen, Ciprianos Angebot, ihm dabei zu helfen weiß er zwar ab. Aber er konnte nicht verhindern, dass Cipriano die beiden mitgeführten Mumien bemerkte. Vermutlich konnte er sich denken, was die anderen Säcke enthielten. Er bekreuzigte sich gleich dreimal und warnte Tarwater: „Die Götter bestrafen Grabräuber, euer Unternehmen steht unter keinem guten Stern. Ich bin froh, nicht mitfahren zu müssen. Ich möchte den Ford vom Zielort wieder abholen ...“.

Scott merkte von all dem nichts. Er hatte sich von Huani den Quipu ausgeborgt, und vertiefte sich in die Anordnung der Schnüre und Knoten. Doch bald wurde zum Aufbruch geblasen, und Scott musste den Quipu wieder Huani zurückgeben. Cipriano stand in der Tür. Er war um seinen Wagen besorgt. Würde er ihn vom Zielort wieder abholen können?

Die Bergstraße, welche die vier einzuschlagen hatten, war eine einspurige Piste, die sich in keinem guten Zustand befand. Stellenweise war sie so schmal, dass man nahe an schwindelerregende Abgründe heranfahren musste.

Huani, die gemeinsam mit Tarwater auf der Rückbank saß, schien von der Schwierigkeit der Strecke unbeeindruckt. Sie begann leise auf Tarwater einzureden. „Kehr um mit mir und laß die beiden ziehen. Wenn wir zumindest den Quipu zurückgeben, wird uns mein Vater verzeihen. Den Verlust der Mumien und Grabbeigaben wird er verschmerzen – es gibt noch genug davon, an Stellen die du gar nicht kennst ...“.

„Du verdammtes Indianerweib, musst du alles ausplaudern“, schrie Rita mit schriller Stimme. „Siehst du denn nicht, dass dich Tarwater nicht mag? Du warst seine Bettgenossin, doch sein Herz hast du nie gehabt. Er mag mich – nicht dich!“

„Und du magst sein Gold, dass er für dich gestohlen hat, ihn willst du ja gar nicht. Deine Gier wird dich noch verderben ...“. Das waren Huanis letzte Worte, die sich in Scotts Erinnerung lebenslang einprägten.

Scott hielt den Wagen an und zog die Handbremse. „Gold, habe ich recht gehört, Gold?“ sagte er gefährlich ruhig.

Scott stieg aus. „Ich habe versäumt, die Grabbeigaben anzusehen. Das werde ich jetzt tun. Und du wirst mich nicht daran hindern“, wandte er sich an Tarwater, der ebenfalls ausgestiegen war und sich anschickte, ihm entgegenzutreten.

„Ich habe klar gesagt, dass ich mit Grabräuberei nichts zu tun haben will. Ein paar Mumien für wissenschaftliche Zwecke – ok, aber Goldraub aus purer Gier – ohne mich“. Dabei löste er die Verschnürung der Säcke, die im Wagenfond verstaut waren. Goldene Armreifen, Masken und anderes Gerät fielen im entgegen.

„Mich hat diese Art schon lange gestört – jetzt ist endgültig Schluß“, wandte er sich an Rita. „Unsere Wege trennen sich hier. Fahrt allein, ich steige aus und besorge mir in Huaro Tambo ein Muli“. Er raffte seine Sachen zusammen und begann in die Richtung, aus der sie eben gekommen waren, zurück zu marschieren.

„Und der Quipu?“ versuchte Rita ein letztes Lockmittel. „Denn kannst du dir sonst wohin stecken. Werde glücklich mit deinem Schamanen. Mir tut nur Huani leid. Willst du nicht mit mir zurückkommen?“ wandte sich Scott an diese. Huani schüttelte den Kopf.

Rita fasste sich. „Brauchen wir wenigstens nicht zu teilen, mit dem Schnösel. Und so gut wie er kann ich immer noch fahren“. Damit klemmte sie sich hinter das Lenkrad und sie fuhren los.

Tarwater hatte sich auf den Vordersitz neben Rita gesetzt. Diese war auf Scott sauer und suchte Unterstützung bei Tarwater – doch dieser schwieg.

„Ich brauche euch alle nicht“, zischte sie. „Weder das Milchbubi Scott noch dich, Tarwater. Ich werde dich abstoßen, sobald wir in der Zivilisation sind. Als Schamane bist du dort ohnehin ein auslaufendes Modell. Und Huani, deine Hure, werde ich gleich eigenhändig hinauswerfen. Ich bin ja kein Taxi ...“.

Sie hatte sich richtig in Wut geredet. Im Zorn zeigte sie ihr wahres Gesicht. Tarwater fiel es wie Schuppen von den Augen: für eine solche Furie hatte er seine Existenz verspielt. Eine Welle von Haß überflutete ihn – rot und heiß. Er konnte nicht mehr klar denken und wandte sich um.

Huani sah ihn an. Kein Muskel zuckte in ihrem Gesicht. Als Indianerin war sie gewöhnt, keine Gefühlsregungen zu zeigen. Nur ihre großen, schwarzen Augen sahen ihn brennend an.

„Bleib stehen, Weib. Wir steigen auch aus. Wir wollen auch zurück“. Zum ersten Mal hatte Tarwater Rita ‚Weib‘ genannt.

„Das würde dir so passen“, lachte sie böse. „Ich brauche einen Butler, das warst du und das wirst du sein“.

Tarwater verlor die Beherrschung.

„Halt ...“, brüllte er und griff ihr ins Steuer. Gleichzeitig versuchte er mit dem linken Fuß das Bremspedal zu erreichen. Der Wagen geriet ins Schlingeln und näherte sich gefährlich dem Abgrund, der die Piste säumte.

Ein schriller Schrei erklang. Das Auto schoß in einem großen Bogen über den Rand der Fahrbahn hinaus.

Ritas Schrei, der nichts Menschliches mehr an sich hatte, verklang in der Tiefe ...

\*

Die Sonne entfaltete bereits am Vormittag eine beachtliche Kraft. Der Himmel zeigte ein makellostes Blau – ein seltsames Phänomen im Lande der Wolken und des Nebels.

Der Ortsvorsteher von Huaró Tambo hatte seine kurze Trauerrede beendet. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn und trat vom offenen Grab zurück, in das die beiden Totengräber drei roh gezimmerte Holzsärgе hinabgelassen hatten.

Der Blick des Alcalden fiel auf die winzige Trauergemeinde. Außer Cipriano und dessen Frau war nur noch Scott Taylor, der Pfarrer und die beiden Totengräber zur Beerdigung erschienen. Mit unbeweglicher Mine hatte er die Worte des Bürgermeisters vernommen. Nun war der Pfarrer an der Reihe und sprach vom Heimgang der Seelen zu ihrem Schöpfer, dessen Gnade er die Verunglückten empfahl.

Viel war von diesen nicht mehr übrig geblieben, als man schließlich an der Absturzstelle das verkohlte Autowrack fand. Tarwaters Körper war fast bis zur Unkenntlichkeit verbrannt. Ritas Leichnam bot den Anblick eines Torsos. Ihr verzerrter Gesichtsausdruck, der vom erlittenen Schmerz und Schrecken zeugte, hatte in Scott ein tiefes Grauen hervorgerufen, das erst nach Jahren schwächer wurde, aber nie ganz verschwand. Bei einer Absturzhöhe von mehreren hundert Metern konnte der Zustand der geborgenen Toten keinen Anlaß zur Verwunderung geben. Hingegen war jener des Leichnams von Huani bemerkenswert. Als die Bergmannschaft zum Wrack des Wagens vordrang, war von der Indianerin keine Spur. Erst später entdeckte man sie viel weiter oben, nahe der Straße in einem Gebüsch. Das Erstaunliche war die scheinbare Unversehrtheit ihres Körpers. Auch ihr Gesicht wies keine Verletzungen auf. Als Scott an der Stelle eintraf, glaubte er für einen Moment, dass Huani noch lebte. Denn ihre dunklen Augen waren weit geöffnet, und schienen seltsam starr in weite Ferne zu blicken. Aber ihr Herz hatte zu schlagen aufgehört. Scott nahm an, dass sie inneren Verletzungen erlegen sei, aber ganz sicher war er sich nicht ...

Der Pfarrer hatte die Einsegnung der Toten beendet und versprengte das Weihwasser über die Särgе. Der eine Totengräber drückte Scott eine kleine Schaufel in die Hand, auf der etwas Erde angehäuft war. Mit dumpfem Klang traf sie auf Holz. Das Geräusch blieb für Tage in Scotts Ohr.

Die Erdschollen polterten auf die Särge, als die zwei Indios die Gräber zuschaukelten. Scott war wie betäubt. Er konnte keinen klaren Gedanken fassen. Nicht dass Rita die Liebe seines Lebens gewesen wäre. Mehr als Begierde, verbunden mit ursprünglich starker Zuneigung, war es nicht gewesen. Aber ihr Verhalten Tarwater gegenüber und die schicksalhafte Reaktion Huanis kulminierend im schrecklichen Ereignis – zu viel war in immer kürzeren Zeitabständen auf ihn eingestürzt und hatten ihn ratlos hinterlassen.

Vergeblich hatte er versucht, sich der zunehmenden Abscheu – ja, so musste man es wohl nennen – vor Ritas Verhalten zu erwehren. Sein Ausstieg aus dem Wagen knapp vor der Katastrophe hatte ihm das Leben gerettet – aber er war noch weit davon entfernt, darüber glücklich zu sein. Inwieweit waren Huanis Worte kurz zuvor maßgebend für seine Reaktion?

Keine Tränen für Rita. Auch nicht für Tarwater. In gewissem Sinn haben sie ihr Schicksal selbst heraufgeschworen. Hingegen verständnisvolles Bedauern für Huani. Sie wollte ohne Tarwater nicht mehr sein und hatte dafür sogar auf ihre Kinder verzichtet.

Und der Quipu? In der ersten Aufregung hatte Scott ganz darauf vergessen. Nachdem die drei Opfer geborgen waren, kletterte er nochmals zum Autowrack. Aber auch bei sorgfältiger Untersuchung fand sich von der Knotenbotschaft keine Spur. Vermutlich war der Quipu mit Tarwater ebenso wie die geraubten Mumien im Auto verbrannt.

Der sensationelle Fund der Knotenschnur hätte Scott wohl weltberühmt gemacht, zumindest in Archäologenkreisen. Aber auch so war der Erkenntnisgewinn gewaltig. Denn die Übersetzung mit der Anleitung einer Passage zu den Pazifik-Inseln lag wohlverwahrt in Scotts Brieftasche. Der Haken war nur, dass der Beweis dafür abhanden gekommen war.

Später erinnerte sich Scott noch, dass er den Totengräbern einige Soles in die Hand gedrückt hatte. Mit dem Alcalden, dem Pfarrer und Cipriano hatte sich Scott noch zu einer Art Totenmahl zusammengesetzt.

Die Chimalli langten erst zwei Tage später ein. Sie holten das Gold, das teilweise geschmolzen war, aus dem Wrack von der Schlucht herauf und brachten

in es die Nekropole zurück. Die Indios von Huaro Tambo hatten es nicht angerührt, es war tabu für sie.

Am Tag davor war Scott nach Chachapoyas aufgebrochen, das er per Maultier erreichen wollte. Cipriano hatte zwei identische Holzkreuze angefertigt. Eines stellten sie am Grab auf. Das andere in der Kurve, wo die verwobenen Schicksalsfäden so jäh durchschnitten worden waren. Als Scott bei diesem Kreuz ankam, faltete Scott die Hände zu einem kurzen Gebet. Er hatte dies seit seiner Kindheit nicht mehr getan, aber er fühlte, dass dies angebracht war. Bevor er wieder in den Sattel stieg, blickte er auf die Inschrift. Am Kreuz stand mit Ruß eingeritzt

J T

H A T

R O'N

199.